
Wie unterscheidet sich wissenschaftliches Denken und Arbeiten von anderen Denk- und Arbeitsweisen?

1

1.1 Wissenschaftliches Wissen und Alltagswissen

Unser Wissen von der Welt geht generell auf *Forschung* zurück. Forschen ist eine urmenschliche Tätigkeit, die nicht erst von WissenschaftlerInnen erfunden wurde. Forschung ist auf *Erkenntnisgewinn* aus. Bereits als Kleinkinder erforschen wir die Welt und legen uns nach und nach aufgrund unserer *Erfahrungen* unsere *Vorstellungen* und *Beschreibungen* von der Welt zurecht. Alltagsmenschen wie WissenschaftlerInnen sind ForscherInnen, EmpirikerInnen, die ihr *Erfahrungswissen* in der Welt sammeln und zu *Theorien* zusammenfügen. Nur stellen WissenschaftlerInnen andere Ansprüche an ihr gesammeltes Wissen als es Alltagsmenschen tun. Es gibt Gemeinsamkeiten zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen, aber ebenso auch gewichtige Unterschiede. Rolf Bieker (2011:50) hat Gemeinsamkeiten wie Unterschiede übersichtlich zusammengestellt (folgende Seite).

Wie die Übersicht zeigt, sammeln und sortieren Alltagsmenschen wie WissenschaftlerInnen Wissen, theoretisieren es und ziehen es zur Erklärung und Prognose von Ereignissen heran. Im Alltag dient das verfügbare Wissen vor allem der Lösung praktischer Handlungsprobleme, während die Wissenschaft ihr Wissen nicht unbedingt mit diesem Anspruch befrachtet. Das Alltagswissen legt andere, weniger anspruchsvolle Gütekriterien ans eigene Wissen an als das wissenschaftliche Wissen. Es verzichtet auf Kriterien wie Zuverlässigkeit, intersubjektive Überprüfbarkeit, Gültigkeit, Objektivität, methodische Kontrolle, systematische Erhebung, Präzision der Sprache, Reflexion aller Erkenntnisse, Lernbereitschaft, Dokumentation aller Erkenntnisschritte, um nur einige zu nennen. Das Alltagswissen ist in Bezug auf seine Qualität weit aus bescheidener als das wissenschaftliche Wissen.

Gemeinsamkeiten zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen	
Beobachtungen/Erfahrungen dienen als Grundlage des Wissens.	
Erfahrungen werden geordnet; neue Erfahrungen werden mit vorhandenen Erfahrungen abgeglichen.	
Aus Beobachtungen entstehen Theorien i. S. verallgemeinerbarer Annahmen über die soziale Wirklichkeit.	
Wissen wird zur Erklärung von Beobachtungen, zur Vorhersage von Ereignissen und als Handlungsgrundlage verwendet.	
Wissen kann wahr oder falsch sein.	
Wissen kann mehr oder weniger nützlich sein.	
Unterschiede zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen	
Alltagswissen	Wissenschaftliches Wissen
Persönliche Erfahrung, subjektives Erleben, Intuition, Hören-Sagen und Überlieferung als Erkenntnisgrundlage	Einsatz fachlich legitimerter, in ihrer →Zuverlässigkeit, →Gültigkeit und →Objektivität geprüfter Erkenntnismethoden (z. B. Beobachtung/ Befragung/ Experiment/ Inhaltsanalyse) und Prüfverfahren (z. B. statistische Prüfverfahren)
Zufallscharakter von Beobachtungen	Systematische Erforschung eines Gegenstandes
selektive Beobachtung auf der Grundlage eigener Vorerfahrungen/ Meinungen/Befindlichkeiten/Wunschvorstellungen/Gruppendruck	objektive, d. h. von der Person des Wissenschaftlers unabhängige Erkenntnis
Bedeutungsoffenheit der Begriffe (Umgangssprache)	Präzision aller relevanten Begriffe; Klarheit und Tauglichkeit der →Indikatoren für →theoretische Begriffe wie z. B. „häusliche Gewalt“
Willkürliche Auswahl der Beobachtungsobjekte (z. B. Menschen in meiner Umgebung)	Reflektierte Auswahl der Beobachtungsobjekte (z. B. Zufallsauswahl aus allen Merkmalsträgern einer definierten →Grundgesamtheit)
Ungeklärte Reichweite persönlicher Theorien	Angabe, was eine Theorie erklärt und was nicht; Beachtung von Regeln für die Repräsentativität (Verallgemeinerbarkeit) von empirischen Befunden
Neigung zur Stabilisierung vorhandenen Wissens	Offenheit gegenüber neuer Erkenntnis; auf wiederholte kritische Überprüfung des Wissens ausgerichtet
Mangelnde Nachprüfbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse; Erkenntnisweg bleibt unreflektiert	Anspruch auf intersubjektive Prüfbarkeit von Erkenntnissen und Erkenntniswegen; Dokumentation aller Untersuchungsschritte
Wissen dient der konkreten Situationsbewältigung	Neben praxisverwertbarem Wissen geht es auch um Grundlagenwissen ohne unmittelbaren Handlungsbezug
Unterstellung von gesicherter Erkenntnis	Beschränkung des Wahrheitsanspruchs auf „vorläufig bewährtes Wissen“

In der phänomenologischen Soziologie unterscheiden Berger und Luckmann (1969) *wissenschaftliches Wissen* vom *Wissen der Alltagswelt*. Letzteres reguliert das Verhalten der Alltagswelt in einem basalen Sinne. Es wird als intersubjektiv geltend vorausgesetzt und hingenommen. Es galt bereits lange bevor man die Bühne des Lebens betrat. Es bedarf keiner weiteren Verifizierung. Es gilt als selbstverständliche, zwingende, natürliche Faktizität. Das Wissen der Alltagswelt gründet in einer *relativ natürlichen Weltanschauung* (Scheler) und im *praktischen, pragmatischen und sozial orientierten Handeln*. Wenn es ein Gütekriterium fürs Wissen der Alltagswelt gibt, dann ist es ein äußerst pragmatisches: dass es hilft, den Alltag möglichst problemlos zu bewältigen.

Die *Wirklichkeit der Alltagswelt* als *Wirklichkeit par excellence*, als *oberste Wirklichkeit*, birgt in sich umgrenzte *Sinnprovinzen*, eingeschlossene Enklaven, für die besondere Formen der Wirklichkeitserfahrung und Bewusstseinsanspannung typisch sind (etwa die Welt der *Träume*, der *religiösen Erfahrung*, der *Ekstase*, des *Rausches*, der *theoretischen Reflexion* etc.). Neben den (problematischen wie unproblematischen) Problemen, die zur Alltagswirklichkeit gehören (Lebenskrisen, Kontakte mit fremden Kulturen, ‚dumme‘ Fragen, wie sie Kinder gern stellen etc.), bergen diese Enklaven Möglichkeiten, die *Gewissheit der Wirklichkeit der Alltagswelt* in Zweifel zu ziehen. Zudem enthält der Wissenspool der Alltagswelt für jeden Einzelnen unterschiedliche *Zonen der Vertrautheit und der Fremdheit*. Über die Schattenzonen des Wissens hilft uns unser ‚Rezeptwissen‘ oder unser unterentwickeltes pragmatisches Interesse, sprich: unsere Ignoranz und Indifferenz, hinweg. Das Wissen der Alltagswelt ist sowohl gesellschaftlich wie individuell nach unterschiedlichen Relevanzstrukturen gegliedert. Im Ganzen gesehen zeichnet sich die gesellschaftliche Wirklichkeit durch einen verschachtelten Zusammenhang *pluralistischer Relevanzsysteme* aus.

Das *wissenschaftliche Wissen* ließe sich gegenüber dem *Alltagswissen* dahingehend unterscheiden, dass es sich nicht auf ungeprüfte, beliebige, intuitiv für richtig empfundene Aussagen verlässt. Es verlässt sich ebenfalls nicht auf die Worte von Weisen, Erleuchteten, Gurus, Propheten oder Herrschern. Beim wissenschaftlichen Wissen wird jede Aussage, egal von wem sie stammt, einer *methodisch kontrollierten Überprüfung* unterzogen, die je nach wissenschaftlichem Gebiet (Realwissenschaften/Formalwissenschaften (Mathematik und Logik); Naturwissenschaften/Sozialwissenschaften/Philosophie) unterschiedlich ausfällt.

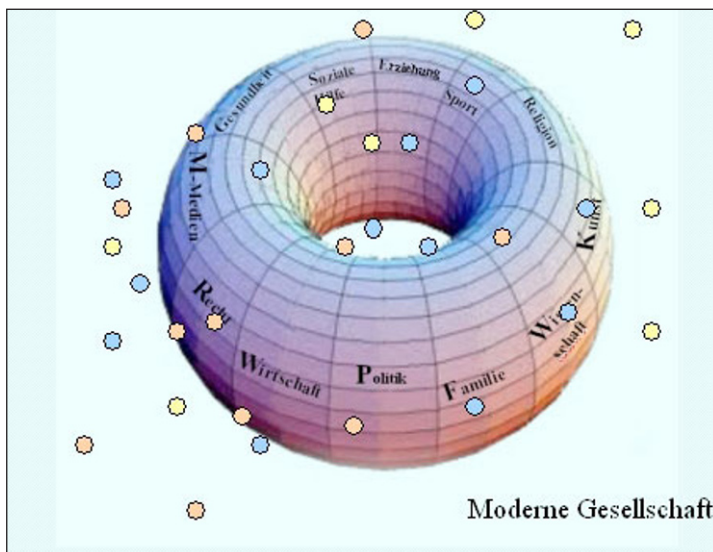
1.2 Wissenschaftliches Wissen und gesellschaftliche Differenzierung

Der Vergleich zwischen wissenschaftlichem Wissen und Alltagswissen liefert uns eine erste, grobe Unterscheidung. Die *soziologische Differenzierungstheorie* (vgl. Luhmann 1997 und 1987; vgl. die Einträge zu den ausdifferenzierten Funktionssystemen bei Baraldi, Corsi, Esposito 1997) kann helfen, wissenschaftliches Denken und Arbeiten spezifischer zu unterscheiden und genauer gegen andere Denk- und Arbeitsweisen zu profilieren. Sie kann helfen, die eigene Identität, besser: die eigene Differenz greifbarer werden zu lassen.

Nach Auskunft der Differenzierungstheorie leben wir heute in einer *polykontexturalen, multizentrischen Gesellschaft*, in der von unterschiedlichen Standpunkten her und aus unterschiedlichen Perspektiven heraus Wissen generiert und genutzt wird. Es gibt eine *Vielzahl unterschiedlicher Wissens- und Handlungsformen*, die aufgrund gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse in jeweils unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten gepflegt werden. Wir müssen das wissenschaftliche Wissen und Handeln somit nicht mehr pauschal gegen Alltagswissen und Alltagshandeln profilieren, wir können es gegenüber allen in unserer Gesellschaft ausdifferenzierten Wissens- und Handlungsformen abgrenzen.

Die moderne Gesellschaft hat sich, so Luhmann, im Zuge ihrer Entwicklung in *Funktionssysteme* ausdifferenziert, in denen je eigene Logiken herrschen, je eigene Denk- und Verhaltensweisen für wichtig und richtig erachtet werden, je eigene Menschenbilder entworfen und je eigene Werte und Normen hervorgebracht werden. Die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Systeme bedingt, dass die entwickelten Denk- und Verhaltensweisen deutlich voneinander abweichen und nicht unbedingt zueinander passen. Vor allem orientieren sich die jeweiligen Systeme an je spezifische *Leitunterscheidungen*, die sogenannten *Codes*. Auf sie haben sich die Professionellen wie die Laien, die sich an diesen Systemen beteiligen, einzustellen.

Im Folgenden werden die wichtigsten Funktionssysteme und ihre Denk- und Handlungsweisen skizziert, um so die *Spezifik wissenschaftlichen Denkens und Handelns im Unterschied zu den Denk- und Handlungsweisen in anderen Funktionssystemen* deutlicher hervortreten zu lassen. Wodurch zeichnen sich wissenschaftliche Denk- und Handlungsweisen aus?



An der obigen Darstellung der Modernen Gesellschaft sollte vor allem eines auffallen: Neben dem Funktionssystem *Wissenschaft* gibt es auch die beiden Funktionssysteme *Soziale Hilfe* und *Erziehung*. Sie unterscheiden sich in ihrem Tun und Wollen, in ihrer Praxis und in ihrer funktionalen Ausrichtung deutlich voneinander. Es stellt sich damit für Sie – dargestellt als kleine Pünktchen in der Umwelt der Gesellschaft –, die Sie ein Studium gewählt haben, das Sie für ein professionelles, d. h. wissenschaftlich fundiertes Handeln in diesen beiden Feldern qualifizieren soll, die Frage: „Wie lassen sich die Belange dieser drei Bereiche aufeinander beziehen?“

1.2.1 Wissenschaftliches Denken und Handeln

Wir beginnen unsere Parade unterschiedlicher Denk- und Handlungsweisen mit den wissenschaftlichen. Wissenschaftliches Denken und Handeln zielt, so erfahren wir z. B. bei Luhmann (1990b), auf den *Zugewinn neuer, wahrheitsfähiger Erkenntnisse* bezüglich einer letztlich verborgen bleibenden Welt. Wissenschaftliche Wahrheit steht dementsprechend *nicht* für absolute, irrtumsfreie Erkenntnis oder für eine Kongruenz von Aussage und Realität, sie steht vielmehr in ihrer objektivistischen Form für *hypothetische Wahrheiten*, in ihrer konstruktivistischen Form für *Via-*

bilität (Gangbarkeit, Brauchbarkeit), grundsätzlich für eine Seite des *Codes wahr/unwahr*, der Aussagen sortieren hilft: In der Wissenschaft sind wahre Aussagen anschlussfähig. Die unwahren sind ebenfalls von Bedeutung, da sie falsche Anschlüsse markieren, um weitere falsche Anschlüsse zu verhindern. Unwahrheiten lassen wissen, dass in ihrer Folge mit Enttäuschungen zu rechnen ist.

Die Wissenschaft kommt zu ihren Wahrheiten via *Forschung*, die selbst unterschiedliche Wege geht. Für die Sozialwissenschaften ist insbesondere die Empirische Sozialforschung von Interesse. Sie gelangt vor allem über *qualitativ verstehende* und/oder über *quantitativ zählende* und *messende* sowie *statistisch kalkulierende* Verfahren zu ihren Erkenntnissen (vgl. statt vieler anderer Aepli, Gasser, Gutzwiller, Tettenborn 2011, Atteslander 2003, Friedrichs 1990, Flick 1999, Lamnek 1995). Ein Großteil wissenschaftlichen Denkens und Handelns bezieht sich daher auf die Frage, welche sozialen Daten wie zu erheben, zu analysieren und zu interpretieren sind, wozu sie erhoben und wozu sie von wem benutzt werden: Welcher Ausschnitt sozialer Wirklichkeit soll erforscht werden? In welchem Zusammenhang sollen die gewonnenen Erkenntnisse Verwendung finden?¹¹

WissenschaftlerInnen betreiben ein spezielles *Sprachspiel*, bei dem es um die begriffliche Dekomposition und Rekombination von Realitätsbeschreibungen geht. Sie orientieren sich dabei an selbsterwirkten *Methoden* und *Theorien*, um wahrheitsfähige Aussagen über die gemeinten Realitäten zu formulieren. Der Wahrheits-/Unwahrheitscode ist somit ein kontingentes, systemrelatives Konstrukt, das auf *Entscheidungen* bezüglich bevorzugter Methoden und Theorien zurückgeht.

Wahrheit ist das *symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium* des Wissenschaftssystems, das die Annahme neuer, unwahrscheinlicher, auch sinnlich nicht mehr nachvollziehbarer Erkenntnisse wahrscheinlich macht. Die wissenschaftliche Wahrheit begründet sich nicht mehr – wie noch zu biblischen Zeiten

11 Forschung soll heute nicht mehr nur von professionellen ForscherInnen aus speziellen Bezugsdisziplinen betrieben werden. Sie soll zum Teil auch von den PraktikerInnen vor Ort für die Praxis vor Ort durchgeführt werden (vgl. Schaffer 2009). Deshalb beginnt die Empirische Sozialforschung, zu einem festen Ausbildungsbestandteil in einem Studium für soziale Berufe zu werden: Sie soll dazu qualifizieren, fremderzeugte Forschungsergebnisse für die eigene Arbeit zu nutzen und selbst Forschungen durchzuführen, die allerdings typischerweise in einem sehr engen Bezug zur eigenen Praxis stehen: gemeint ist ‚Praxisforschung‘ (ebd.:9). Angestrebt wird nicht, die in sozialen Berufen Tätigen zu ForscherInnen zu machen, wohl aber sie mit einem praktischen Wissen auszustatten, wie Informationen gesammelt, systematisch dargestellt und für die Dokumentation und Evaluation des eigenen Tuns oder für die Fundierung von Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen genutzt werden können. Vgl. die Diskussionen um *Sozialarbeitsforschung* bei Steinert, Sticher-Gil, Sommerfeld, Maier (1998) und Steinert, Thiele (2000).

– über *Eingebungen* oder *Erleuchtungen*, auch nicht über *Evidenz* in der Sache oder über *Reputation* derer, die eine Behauptung aufstellen. Eine Aussage wird in der Wissenschaft als wahr akzeptiert, weil die Erkenntnis über die korrekte Befolgung wissenschaftlicher *Programme* (*Theorien* und *Methoden*) gewonnen wurde und mit ihrer Hilfe überprüft und nachvollzogen werden kann. Mithilfe anderer Theorien und anderer Methoden könnte man auch zu anderen Ergebnissen kommen. Die Theorien und Methoden formulieren die Bedingungen, unter denen Aussagen gewonnen werden und als wahr oder unwahr gelten.

Anders als z. B. in der Religion, die sich normativ an Glaubenssätze bindet, werden in der Wissenschaft enttäuschte Erwartungen sogleich geändert. Die Wissenschaft ist ein *lernfreudiger Kontext*, der möglichst schnell auf neue Erkenntnisse reagiert und demgemäß den eigenen Wissenstand korrigiert. Wissenschaft honoriert begründete Abweichungen. Sie betreibt Forschung, um *Neues* zu erfahren, nicht um Altes zu bestätigen. Das macht sie attraktiv für alle Systeme, die sich Vorteile davon versprechen, sich Umweltveränderungen möglichst schnell anzupassen, so z. B. die Wirtschaft oder auch die Politik.

Unter konstruktivistischen Prämissen werden Erkenntnisse ohne Kontakt zur äußeren Realität im ausschließlichen *Selbstbezug wissenschaftsinterner Operationen* gewonnen. ‚Objektivität‘ entsteht, wenn man unterschlägt, dass Erkenntnisse abhängig sind von der Wahl der Methoden und Theorien, von den Entscheidungen der BeobachterInnen bezüglich der von ihnen benutzten Unterscheidungen. Erkenntnis kann sich nicht auf einen äußeren Gegenstand berufen, sondern immer nur auf Erkenntnisse, also auf Operationen gleichen Typs. Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess ist m. a. W. *rekursiv geschlossen*: Wissenschaft funktioniert *autopoietisch*.

Unter konstruktivistischen Vorzeichen erscheint die Wissenschaft als ein soziales System, das die Wirklichkeit, die sie auf eigenwillige Weise beobachtet, selbst konstruiert. BeobachterInnen beziehen keine externe, unabhängige, neutrale Beobachterposition, sondern sind aktive Teile dessen, was sie beobachten. Es geht somit um ein Erkenntnisprogramm, das die KonstrukteurInnen der Erkenntnis einschließt, das – radikal formuliert – Erkenntnis als ihr Produkt erkennt.

Diese Einsicht wird meist nicht mitkommuniziert, wenn die Wissenschaft ihr Wissen ‚exportiert‘ und anderen Systemen zur Verfügung stellt, z. B. der Wirtschaft, der Politik, der Medizin, aber auch der Erziehung, der Sozialen Hilfe und der Kulturellen Arbeit. Auch die Wissenschaft hält sich an *Kommunikationssperren*, um die Wahrscheinlichkeit ihrer Akzeptanz zu steigern.

1.2.2 Massenmediales Denken und Handeln

Journalistische Denk- und Handlungsweisen zielen – anders als die wissenschaftlichen – darauf, der gesellschaftlichen Kommunikation eine möglichst aktuelle *Hintergrundrealität* zu liefern, von der jeder ausgehen kann, egal, ob er sie bestätigen oder sich von ihr distanzieren möchte. JournalistInnen sind nicht einseitig darauf verpflichtet, im Sinne der Wissenschaft wahrheitsgemäß zu informieren, womöglich umfassend, ausgewogen, überparteilich, politisch und pädagogisch korrekt. Vielmehr haben sie für *als bekannt voraussetzbare Realitätsannahmen*, also für ein *soziales Gedächtnis* zu sorgen, woran in der Kommunikation quasi reflexionsfrei angeknüpft werden kann.

Das Problem journalistischen Denkens und Handelns liegt nicht in den Versuchen einer *bewussten, strategischen Manipulation* im Dienste von *Partikularinteressen*, wie sie in der Politik häufig zu beobachten sind. Es liegt grundsätzlicher in der *Konstruiertheit ihrer Darbietungen* und ihrer *zwangsläufigen Selektivität*: Nicht alles kann kommuniziert werden. Es muss ausgewählt werden.

Im Bereich massenmedialer Kommunikation wirken neben der funktions-spezifischen Leitunterscheidung, dem Code *informativ/nicht-informativ* bzw. *aktuell/inaktuell* und den *Programmen* (*Nachrichten, Werbung, Unterhaltung*) – im Gegensatz zur Wissenschaft –, vor allem zwei *Selektoren*: Sendebereitschaft und Einschaltinteresse. Gesendet wird, was die Auflagenzahlen und Einschaltquoten erhöht. Es wird somit nach Kriterien ausgewählt, die für die Wissenschaft auf keinen Fall maßgeblich sein dürfen.

JournalistInnen sorgen – ähnlich wie WissenschaftlerInnen – für eine Steigerung der Komplexität und der Differenzierung des gesellschaftlich verfügbaren Wissenshorizonts. Doch sie tun dies nicht mit dem Ziel, einen gesicherten Wissenskorpus zu errichten, sondern im Namen der *Aktualität*, um immer wieder Neuigkeiten nachzuschließen. Ihr Medium ist nicht die Wahrheit, sondern die *Information*. Sie normalisieren die *Neu-Gier* in den eigenen Reihen und in der Gesellschaft, indem sie durch ihre Sendungen den Neuheitswert des Gesendeten hervorheben und mit der Sendung auch schon wieder entwerten. Sie sorgen für eine *chronische De-Aktualisierung* und einen *ständigen Informationsverlust*. Sie erzeugen eine *Unruhe und Irritierbarkeit*, die sie selbst tagtäglich bedienen. Ihr Publikum muss ständig auf Überraschungen gefasst sein. Die Gier nach Neuem ist in der massenmedialen Welt weit rasanter als in der Wissenschaft. JournalistInnen sind weit schneller als WissenschaftlerInnen, weil ihre Art der Informationsgewinnung anderen, weniger strengen Anforderungen unterliegt.

JournalistInnen erzeugen *keine konsensuelle Welt*. Sie leben typisch von und mit Meinungsverschiedenheiten. Das geht bis zu Selbstdiskreditierungen: Die

eigenen Meldungen werden bestritten, widerlegt, widerrufen. Das Fazit, das man den Medien entnehmen kann: „Realität ist Konflikt und Meinungsdivergenz: Jeder sagt etwas anderes.“ Darin ähnelt die Welt der Massenmedien der Welt der Wissenschaft. Doch während die Wissenschaft noch versucht, auf Konsens hin zu argumentieren und Überzeugungsarbeit zu leisten, haben die Massenmedien sich längst auf die Suche nach Abweichungen und Überraschungen und Ausreißern gemacht. Je krasser und skandalöser diese sind, desto besser.

1.2.3 Künstlerisches Denken und Handeln

Künstlerische Denk- und Arbeitsweisen zielen ebenfalls nicht auf eine realistische Abbildung der Welt ab, sondern darauf, *unwahrscheinliche Formen der Beobachtung einer beobachtbaren oder unbeobachtbaren Realität zu ermöglichen*. Kunst will die Welt nicht realistisch darstellen – wie große Teile der Wissenschaft – sondern eigenwillige Kunstobjekte schaffen, die sich von der gängigen Realität abheben und dabei deren *Kontingenz* hervorheben: „Alles könnte so oder auch ganz anders sein.“ Die Kunst zwingt – ähnlich der Wissenschaft und den Massenmedien – niemanden zur *Handlung*. Sie lädt aber sehr wohl zu einem gewissen *Erleben* ein, das sich vom faszinierenden, reizvollen Kunstwerk ästhetisch anstoßen, inspirieren, irritieren, niemals aber instruieren lässt.

Objekte werden eigens für die Kunst hergestellt und nach dem Code *kunstwürdig/kunstunwürdig* oder *schön/hässlich* ein- oder aussortiert. Kunstwerke haben *keinen* außerhalb der Kunst liegenden Nutzen. Sie sind *Selbstzweck: l'art pour l'art*. Sie werden allerdings unter speziellen Beobachtungsbedingungen hergestellt und rezipiert: BetrachterInnen betrachten das Kunstwerk mit Bezug auf die Beobachtungen der Künstlerin bzw. des Künstlers, während diese ihr Werk unter dem Gesichtspunkt herstellen, dass es von BetrachterInnen betrachtet werden wird. Auf beiden Seiten findet also eine *Beobachtung 2. Ordnung* (die Beobachtung eines Beobachters) statt.

Das Medium der Kunst sind ihre geformten und gestalteten Werke. KünstlerInnen schaffen mit ihren Werken Überraschungen, die nicht als Zufall, sondern als *künstlerische Absicht* interpretiert werden können. Und somit werfen sie die Frage auf: „Was wollen uns die KünstlerInnen damit sagen?“ Die Kunst programmiert sich dabei selbst über *Stilrichtungen*.

KünstlerInnen bieten der Welt eine besondere Form der *Selbstbeobachtung* an. Sie lassen die Welt in der Welt erscheinen. Kunst ist insofern nicht nur „Objektkunst“, sondern „Weltkunst“.

In der Kunst ist erlaubt, was neue ästhetische Erfahrungen und Erlebnisse ermöglicht, selbst wenn dies in Einzelfällen aus Sicht der Erziehung, der Religion, der Moral oder der Politik als fraglich erscheint.

1.2.4 Religiöses Denken und Handeln

Religiöse Denk- und Handlungsweisen zielen, um es paradox zu formulieren, auf die *Beobachtung des Unbeobachtbaren*. Die Wissenschaft könnte sich darauf nicht einlassen. Wir denken und handeln religiös, wenn wir den Code *immanent/transzendent* zum Einsatz bringen, wenn wir also für eine immanente Tatsache nach einem transzendenten, nicht beobachtbaren Korrelat suchen. Salopp formuliert: Was im Diesseits passiert, soll – wie immer mysteriös, geheimnisvoll, unergründlich und paradox vermittelt – seinen Sinn im Jenseits finden. In allem, was auf Erden geschieht, ist etwas Himmlisches, Göttliches zu sehen.

Gott ist der transzendente Beobachter, der sich selbst jeder Beobachtung und damit auch jeder Erkenntnis entzieht. Alle Heiligkeit in der Welt ist nur ein Reflex des *unbeobachtbaren göttlichen Beobachters*. Als universeller Weltbeobachter, der alles sieht und alles weiß und in dem alle Unterscheidungen zusammenlaufen und aufgehoben sind (Nikolaus von Kues spricht von Gott als die *coincidentia oppositorum*), bleibt Gott den Menschen unbeobachtbar. Gott erschließt sich in der jüdisch-christlichen Tradition nur als interpretationsoffener Text in Form der *Heiligen Schrift*, niemals aber als anschauliches Bild. Um das Jenseits, um Gott, um die Schrift nicht willkürlich zu deuten, werden Interpretationen auch gegen widersprechende Interpretationen tradiert. Wir sprechen von der Programmierung der Religion durch *Dogmatiken*.

In den Hochreligionen wird der religiöse Code mithilfe der *Moral* programmatisch ausformuliert: Das *Gute* zu tun, das *Böse* zu meiden, entspricht dem Willen Gottes, der seine Souveränität gegenüber allen Unterscheidungen beweist, indem er auch schlechte Handlungen zulässt und dem Menschen als Gipfel der Schöpfung *Wahlfreiheit* konzidiert.

Das Medium der Religion ist der *Glaube*.

Das religiöse Denken ist das einzige, das Menschen trotz aller anderweitigen Exklusionen *inkludiert*, selbst und gerade Mörder, zum Tode Verurteilte, unheilbar Kranke, Arbeitslose, Analphabeten, Unerziehbare, Versager, Alleinstehende, politisch Entrechtete, gesellschaftlich Geächtete, kurzum: Religion inkludiert die an den Rand der Gesellschaft Geratenden oder Gedrängten und Ausgeschlossenen, denn: Vor Gott sind alle Menschen gleich.



<http://www.springer.com/978-3-658-08629-9>

Die Kunst des Unterscheidens

Eine Einführung ins wissenschaftliche Denken und
Arbeiten für soziale Berufe

Bardmann, T.M.

2015, VI, 332 S. 37 Abb., 10 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-08629-9